

Information und Wissen –
Beiträge zum transdisziplinären Diskurs

TRANSFERWISSENSCHAFTEN

Herausgegeben von
Matthias Ballod, Thorsten Roelcke und Tilo Weber

Begründet von
Gerd Antos und Sigurd Wichter

Band 12


PETER LANG

Kristina Pelikan / Thorsten Roelcke (Hrsg.)

**Information und Wissen –
Beiträge zum
transdisziplinären Diskurs**

**Beiträge des Symposions in Berlin
am 21. und 22. April 2016**



PETER LANG

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Die Herausgebenden und der Verlag danken der ALP –
Arbeitsgemeinschaft Linguistische Pragmatik e.V.
für die finanzielle Unterstützung der Publikation.

ALP | Arbeitsgemeinschaft
Linguistische Pragmatik e.V.

Gedruckt auf alterungsbeständigem, säurefreiem Papier.
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISSN 1615-0031

ISBN 978-3-631-71353-2 (Print)

E-ISBN 978-3-631-70541-4 (E-PDF)

E-ISBN 978-3-631-70542-1 (EPUB)

E-ISBN 978-3-631-70543-8 (MOBI)

DOI 10.3726/b15936

© Peter Lang GmbH

Internationaler Verlag der Wissenschaften

Berlin 2020

Alle Rechte vorbehalten.

Peter Lang – Berlin · Bern · Bruxelles · New York ·

Oxford · Warszawa · Wien

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Diese Publikation wurde begutachtet.

www.peterlang.com

Jochen A. Bär

Für Nina-Maria Klug

Wissen in der historischen Semantik

Abstract: Considering that ‘language and knowledge’ is a central linguistic subject, the paper discusses manifestations and conditions of knowledge in historical semantics as well as possibilities for its understanding. Beside some theoretical basic assumptions, in particular different forms of semantic knowledge will be addressed. The aim is a classification that can serve as a basis for future empirical work.

Das Thema *Sprache und Wissen* ist in jüngerer Zeit ein zentrales linguistisches Anliegen. Es wurde beispielsweise konstitutiv für ein gleichnamiges, von Ekkehard Felder gegründetes Forschungsnetzwerk (<http://sprache-und-wissen.de>; vgl. Felder 2008), aus dem kontinuierlich Beiträge hervorgehen; in theoretischer und methodologischer Hinsicht einschlägig sind u. a. die Sammelbände von Felder & Müller (2009) und Felder (2013).

Der vorliegende Beitrag strebt keine Wiederholung der vorliegenden Forschungsergebnisse an, sondern versteht sich als ergänzender Versuch einer Kritik – will sagen: einer analytischen Reflexion – semantischen Wissens. Er erörtert Erscheinungsformen und Voraussetzungen sowie Möglichkeiten der Erschließung. Die Perspektive ist die der historischen Semantik, d. h. der besondere Fall der Beschäftigung mit Sprachzeugnissen, die auf den ersten Blick mehr oder weniger verständlich scheinen¹, die man aber dennoch nicht unmittelbar auf der Basis muttersprachlicher Verstehenskompetenz deuten kann. Er stellt sich freilich nur auf den ersten Blick als Sonderfall dar, bei näherer Betrachtung hingegen als exemplarisch. Denn insofern es um methodologische Fragen geht, wird es sinnvoll sein, auch vermeintlich Selbstverständliches zu problematisieren, und dafür ist die Frage nach nicht unmittelbar verständlichen Sprachzeugnissen ertragreicher.

1 Die Skala der gefühlten Verständlichkeit reicht bei Nichtfachleuten von ‚fast gar nicht verständlich‘ (z. B. bei althochdeutschen Texten) bis hin zu ‚völlig verständlich, höchstens ein bisschen merkwürdig geschrieben bzw. formuliert‘ (z. B. bei Texten des frühen 19. Jahrhunderts): Dies ergaben Tests mit sprachhistorisch nicht vorgebildeten Studierenden des Fachs Germanistik, die ich im Rahmen von Lehrveranstaltungen mehr als zehn Jahre lang regelmäßig durchgeführt habe.

1

Der Gegenstand ‚semantisches Wissen‘ impliziert eine metasprachliche Perspektive: Er ist aus linguistischer Sicht all dasjenige, was sich mit einer gegebenen Menge (einem Korpus) *sprachlicher Äußerungen* (Objektsprache) an *Aussagen* (Beschreibungssprache) interpretativ verbinden lässt. Dabei liegt die Auffassung zugrunde, dass *Wissen* nur als *Gewusstes* denkbar ist und somit einer wissenden Größe bedarf. Im Falle semantischen Wissens heißt das: einer Person, die das Gesagte *zu sagen weiß*, und im Zusammenhang der Interpretation gegebener sprachlicher Äußerungen: einer Person, die das Gesagte *erneut zu sagen* weiß. Habe ich eine sprachliche Äußerung verstanden – will sagen: verfüge ich über das in ihr ‚enthaltenen‘ Wissen –, so kann ich sie wiedergeben, sei es wortgleich, wie prototypisch bei der Bestätigung eines Befehls („Wiederholen Sie!“), sei es in anderen Worten, wie prototypisch bei der Überprüfung von Textverstehen im schulischen oder universitären Unterricht.

Die wissende Person kann aus der Sicht der historischen Semantik primär nicht der Autor/die Autorin einer historischen Quelle sein, obgleich angenommen wird, dass sich sein/ihr Wissen in der Quelle manifestiert. Denn man hat nicht – außer vielleicht für historische Semantik der jüngsten Vergangenheit, und auch dies normalerweise nur hypothetisch – die Möglichkeit, den Autor/die Autorin das von ihm oder ihr Gesagte wiederholen zu lassen, weder mit denselben noch mit anderen Worten. Man kann sich nur an die Quelle halten. Als primär wissende Größe erscheint daher aus der Sicht der historischen Semantik die Deutungsinstanz: die interpretierende Person, die für die als wissend zunächst einmal nur *gesetzte* auktoriale Instanz einsteht, ihr die Stimme leiht, ihr angenommenes Wissen in Worte bringt. Dort, wo die Reformulierung gegründet, d. h. der ursprünglichen Formulierung der Quelle adäquat, mit ihr sinngemäß übereinstimmend erscheint (und solange sie so erscheint: Solange von keiner Seite ein plausibler Zweifel vorgebracht werden kann), darf mit Recht davon ausgegangen werden, dass dem Wissen der Deutungsinstanz ein Wissen der auktorialen Instanz *entspricht*. Das Wissen der Letzteren ist also gegenüber dem Wissen der Ersteren sekundär. Es wird zwar im hermeneutischen Akt als Denknöwendigkeit vorausgesetzt (da es empirisch unsinnig wäre, davon auszugehen, dass sprachliche Äußerungen ohne Grundlage eines Wissens zustande kommen), aber es wird eben *im* hermeneutischen Akt, *durch* ihn vorausgesetzt, entsteht also durch ihn und kann ihm somit nicht vorhergehen.²

2 Die sprachliche Äußerung wird als solche (als ein Ausdruck, der eine Bedeutung hat, mit anderen Worten: in dem sich ein Wissen manifestiert) im hermeneutischen Akt

Gleichwohl bedeutet diese transzendentalhermeneutische Betrachtungsweise nicht, dass die Deutung keinen von ihr unabhängigen Gegenstand habe (vgl. Bär 2016a: 284, v. a. Anm. 6). Dieser Gegenstand ist eben dasjenige sinnlich wahrnehmbare Phänomen, das den hermeneutischen Akt provoziert, einen hermeneutischen Prozess in Gang bringt, in dem es zunächst als sprachliche Äußerung erkannt und ggf. unmittelbar (irgendwie) verstanden, im Weiteren dann ggf. eingehender interpretiert wird. Dabei bleibt der interpretierenden Person nichts anderes übrig, als das Vorliegende ernst zu nehmen, und zwar in seiner Qualität als sprachliche Äußerung im vollen Sinne. Es lässt sich, in Anlehnung an Roman Jakobson, in sechsfacher Weise als funktional betrachten³, oder anders gesagt: Es lassen sich sechs Aspekte oder Bereiche seiner Bedeutung⁴ unterscheiden – sechs Perspektiven auf das Wissen, für das es steht bzw. auf das es Rückschlüsse erlaubt. Ausgegangen wird dabei von der vergleichenden Betrachtung größerer Mengen sprachlicher Äußerungen, da nur eine solche Betrachtung die Erkennung von usuellen Sprachverwendungen (von Mustern) ermöglicht.

konstituiert. Solange ich nicht weiß, dass das, was mir vorliegt, eine sprachliche Äußerung ist, gibt es auch kein Gewusstes in dieser Äußerung; erkenne ich es als Äußerung, so nehme ich zugleich als unbestreitbar an, dass ein Wissen ihr zugrunde liegt und in ihr manifest ist; was allerdings noch nicht heißt, dass dieses Wissen sich mir erschließt.

- 3 Ausgegangen wird hier von dem Sechs-Funktionen-Modell nach Jakobson (1960: 88–94), das eine referentielle, eine emotive, eine konative, eine phatische, eine metasprachliche und eine poetische Funktion unterscheidet. Bezüglich der ersten drei Funktionen greift dieser Ansatz explizit (Jakobson 1960: 90) das Organon-Modell von Bühler (1934: 28) auf, das von Hermanns (1995: 140ff.) hermeneutisch-linguistisch adaptiert wird. Hermanns' Entwurf wiederum wird von Bär (zuletzt: 2016a: 289) modifiziert, was in die gegenwärtige Darstellung einfließt. – Der Jakobson'sche Ansatz ist selbstverständlich nur einer unter verschiedenen denkbaren Ansätzen; er wird hier als Ausgangspunkt gewählt, weil er erstens in der Sprachwissenschaft einen hohen Bekanntheitsgrad hat und zweitens ein größeres Perspektivenspektrum eröffnet als andere gängige Modelle.
- 4 Wir vermeiden es bewusst, in diesem Zusammenhang von *Bedeutungsebenen* zu sprechen, da die Unterscheidung keine hierarchische Ordnung impliziert: Die Aspekte oder Bereiche bestehen nebeneinander, wobei nicht gesagt sein soll, dass eine und dieselbe sprachliche Äußerung sich in allen sechs Hinsichten interpretieren lassen muss. Ein Aspekt kann besonders augenfällig sein, oder auch einige Aspekte: bestimmte Untersuchungsinteressen können es auch nahelegen, sich auf bestimmte Aspekte zu konzentrieren; eine Kritik semantischen Wissens hat allerdings die Aufgabe, alle sechs als Möglichkeiten zu benennen.

1. kann die sprachliche Äußerung als Manifestation einer Vorstellung oder eines Begriffs erscheinen: als Manifestation eines epistemischen Konzepts. Die Frage lautet: Wie wird ein Gegenstand sprachlicher Äußerungen *als reale Entität gefasst* – was wird darunter verstanden? Dabei ist es nicht von Belang, ob es sich aus der Sicht der redenden bzw. schreibenden Person(en) oder auch nur der interpretierenden Person um empirisch und/oder rational Verifizierbares, um für wahr Gehaltenes oder um Erfundenes handelt. Die Frage „Was ist x nach Ausweis einer sprachlichen Äußerung oder einer bestimmten Menge sprachlicher Äußerungen?“ lässt sich beantworten für Phänomene der Sachenwelt ebenso wie für Abstraktes oder Metaphysisches, für Gegenstände des Glaubens oder für fiktionale Größen; die Grenzen sind im Einzelfall ohnehin fließend.
2. kann die sprachliche Äußerung als Manifestation eines Affekts, einer gefühlsmäßigen Haltung oder Einstellung erscheinen: als Manifestation eines emotiven Konzepts. Die Frage lautet: Was wird hinsichtlich des Gegenstandes einer sprachlichen Äußerung *empfunden*? Wie oben angedeutet, geht es nicht oder zumindest nicht hauptsächlich um punktuelle Affekte, sondern um affektive Muster, insbesondere, insofern sie von einem sprachlichen Zeichen oder einem Typ sprachlicher Äußerungen usuell verknüpft sind, sodass angenommen werden kann, dass sie in der aktuellen Sprachverwendung von ihm evoziert werden. Gefühle oder gefühlsmäßige Haltungen müssen den Personen, die ihnen unterworfen sind, nicht bewusst sein; die Evokation ist daher nicht notwendig absichtsvolle Pathopöie der redenden/schreibenden Person, sei es bei sich selbst oder der/den adressierten Person(en), sondern kann auch Pathogenese, unbeabsichtigte Entstehung von Leidenschaften, sein. Zwar könnte man bezweifeln, dass Unbewusstes Gegenstand einer Kritik des Wissens sei; es geht aber aus hermeneutischer Sicht ja gar nicht um ein Wissen *in*, sondern *bezüglich* der historischen Sprachverwendung: um dasjenige, was die interpretierende Person an emotiver ‚Aufladung‘ aus den ihr vorliegenden sprachlichen Äußerungen herausarbeiten kann. Beispielsweise fällt auf, dass in Texten des späten 18. und des frühen 19. Jahrhunderts das Adjektiv *schön*, eine zentrale Vokabel des damaligen literatur- und kunsttheoretischen Diskurses, mit den affektiven Partikeln *ach* (vgl. Hermanns 1995: 146) und *oh* kolloziert. In Belegen wie „Laß uns noch einmal nach Theresens Garten gehen, rief er aus! ach, es war so unbeschreiblich schön dort!“ (De la Motte Fouqué 1807: 54) oder „Oh, das Leben ist schön!“ (Frölich 1819 [1820]: 65) wird deutlich, dass *schön* offenbar keineswegs, wie Kant postuliert, nur im Zusammenhang des *reinen Geschmacksurteils* (Kant 1790: 6), des *Wohlgefallens ohne alles Interesse*

(ebd.: 5) begegnet, sondern dass jemandem, der eine Sache *schön* findet, durchaus auch „an der Existenz der Sache“ unmittelbar „etwas gelegen“ (ebd.) sein kann.

3. kann die sprachliche Äußerung als Manifestation eines Programms oder Ethos erscheinen: als Manifestation eines deontischen Konzepts. Die Frage lautet: Was wird hinsichtlich des Gegenstandes einer sprachlichen Äußerung explizit oder implizit *gefordert* – welche Ansprüche, Handlungs- oder Verhaltenserwartungen an sich selbst oder andere lassen sich beim Autor oder bei der Autorin hinsichtlich des Redegegenstandes erkennen? Am Standardbeispiel: „*Unkraut* ist ein [...] Wort, mit dem ein Sollen ausgesagt wird [...]. Mit dem schlichten Satz *Das ist ein Unkraut* sagt man aus: *Das darf man, ja das soll man ausreißen oder sonst irgendwie vernichten*. Das ist [...] integrierender Bestandteil der Gesamtbedeutung dieses Wortes.“ (Hermanns 1995: 157).
4. kann die sprachliche Äußerung als Manifestation des Entwurfs einer Beziehung oder eines Sozialgefüges erscheinen: als Manifestation eines soziokommunikativen Konzepts. Die Frage lautet: Welche *Kommunikationssituationen* und *-rollen*, welche sozialen Strukturen *setzt* (und das heißt keineswegs nur: benennt oder impliziert, sondern vielmehr: konstituiert) eine sprachliche Äußerung explizit oder implizit, bewusst oder unbewusst? – Sprachliche Äußerungen sind Handlungen, was so viel heißt wie: „Sprechen ist negative wie positive Beziehungsherstellung“ (Lobenstein-Reichmann 2013: 398). Indem man spricht, konstituiert man intrapersonal Beziehungen zu sich selbst⁵, interpersonal zu einem realen oder angenommenen Gegenüber (auch beispielsweise zu Gott) und transpersonal zu einer institutionellen oder quasiinstitutionellen dritten Größe, beispielsweise einer Obrigkeit oder einer Öffentlichkeit. Am Beispiel von Handlungen sozialer Stigmatisierung und Ausgrenzung: „Verletzendes oder speziell ehrverletzendes Sprechen ist kein zufälliges und mithin leicht behebbares Scheitern von Kommunikation, sondern ein spezielles, in der Parole vollzogenes, der Norm (im Sinne Coserius) verpflichtetes oder sie brechendes, zu den Möglichkeiten des Systems gehörendes Phänomen. Es ist gesellschaftliches Handeln von Menschen, die aus einer vorgegebenen, bereits bedeutungshaften Praxis heraus in bestimmten Praxissituationen

5 „Selbstbewußt, identitätsbewußt sein heißt im Grunde, dank der gesellschaftlichen Beziehungen zu anderen für seine eigene Identität zum Objekt werden“ (Mead 1995: 215).

für zukünftige Praxen bedeutungstiftend sprechen, schreiben, antworten, rezipieren, das heißt: auf der Basis von Vorhandenem; Geschichtlichem fortwährend Anderes und Neues konstituieren, pragmatisieren, semantisieren, resemantisieren, rekonstruieren usw.“ (Lobenstein-Reichmann 2013: 398; zum Thema Sprachgeschichte als Geschichte menschlicher Beziehungen vgl. neuerdings Lobenstein-Reichmann 2019).

5. kann die sprachliche Äußerung als Manifestation eines Bewusstseins ihrer Sprachhaftigkeit erscheinen: als Manifestation eines metasprachlichen Konzepts. Die Frage lautet: Inwiefern lässt sich davon ausgehen, dass ein Autor oder eine Autorin nicht allein über außersprachliche Gegenstände zu reden meint, sondern *die Tatsache des eigenen Sprechens oder eines anderen Sprechens* (mit *im Blick hat?* – Dabei geht es sowohl um theoretisch fundierte sprachphilosophische Entwürfe als auch um alltägliche, laienhafte Sprachreflexion⁶. Unter anderem zeigt sich ein metasprachliches Konzept dann, wenn über die ‚eigentliche‘ Bedeutung eines Eigennamens nachgedacht wird (vgl. Bär 2015b: 214 f.).⁷ Ebenfalls ein semantisch relevantes, da eine zusätzliche Sinnebene konstituierendes Bewusstsein der Sprachlichkeit eines Textes zeigt sich dort, wo ein fiktionaler Text um seine eigene Fiktionalität zu wissen scheint. Beispielsweise heißt es in Clemens Brentanos Roman *Godwi*: „Ich ging mit ihm in den Garten, und er führte mich ans äußerste Ende in eine Eremitage. Auf unserm Wege zeigte er mir seitwärts einen Teich. Dies ist der Teich, in den ich Seite 266 im ersten Band falle“ (Brentano 1801: 379.). Die Hauptfigur Godwi durchbricht hier die Illusion, d. h. ihr fiktionales Bewusstsein, eine reale Person zu sein, und lässt erkennen, dass sie sich selbst (auch) als Figur eines Romans erkennt: Sie zeigt sich in ihrer Realität als fiktionale Figur.

⁶ Zu verschiedenen Ausprägungen von Sprachreflexion vgl. Bär (2002; 2019).

⁷ Greifbar wird dabei neben dem metasprachlichen Konzept („Der Name *N* ist ein sprachliches Zeichen, d. h. ein Ausdruck mit einer Bedeutung“) nicht selten auch ein deontisches Konzept: „Der Name *N* bedeutet „eigentlich“ ›x‹, und deshalb soll(te) der Träger des Namens die Qualität *x* haben. Der Name erscheint als Verpflichtung. – Kein metasprachliches, sondern nur ein deontisches Konzept ist demgegenüber erkennbar, wenn auf verdienstvolle Namensträger verwiesen und angedeutet wird, dass sich ein Nachfahre oder Namensvetter seines Namens würdig zu erweisen habe: „[D]ie Vertreter historisch berühmter Namen galten wenig, wenn sie nicht ihres Teils gewirkt und geschafft und das ererbte Pfund durch eigene Kraft gemehrt hatten“ (Fontane 1863: 162).

6. kann die sprachliche Äußerung als Manifestation einer Gestaltungsabsicht erscheinen: als Manifestation eines sprachstrukturellen Konzepts. Die Frage lautet: Lässt sich davon ausgehen, dass ein Autor oder eine Autorin *die konkrete Gestalt der sprachlichen Äußerung bewusst gewählt hat?* – Freilich kann eine solche Absicht kaum nachgewiesen werden, weil sie in den seltensten Fällen explizit mitgeteilt wird; es genügt aber durchaus, wenn sie plausibel gemacht werden kann. Ein sprachstrukturelles Konzept ist beispielsweise in den Versen 129 und 130 des *Tristan* Gottfrieds von Straßburg erkennbar („ein man, ein wîp; ein wîp, ein man | Tristan Îsot, Îsot, Tristan“): Der Mann, Tristan, umarmt die Frau, Îsot. Eine ähnliche Strukturabsicht unterstellt Jakobson bei dem Wahlkampfslogan *I like Ike*: Er „besteht aus drei Einsilbern und weist dreimal den Diphthong /ay/ auf, der symmetrisch von einem Konsonanten, gefolgt wird [sic], /.l.k..k/. Die Komposition der drei Wörter richtet sich nach dem Prinzip der Variation: keine konsonantischen Phoneme im ersten Wort, zwei umschließen das zweite und ein Konsonant steht am Ende des dritten. [...] Beide Kola der dreisilbigen Formel *I like Ike* reimen sich, und das zweite der beiden Reimwörter ist im ersten vollständig enthalten (Echoreim), /layk/ - - /ayk/, ein paronomastisches Bild eines Gefühls, das sein Objekt vollkommen umschließt“ (Jakobson 1960: 93). Der Ansatz einer Gestaltungsabsicht ist mithin keineswegs nur bei literarischen Texten möglich (vgl. Jakobson 1960: 92)⁸, und sie kann prinzipiell auf allen Strukturebenen begegnen. Für jede hermeneutische Arbeit bedeutet dies: Man sollte es tunlichst unterlassen, die Schreibung, die Zeichensetzung, den Wortlaut, die Satzstellung zu ignorieren und um eines auf den eigenen Verstehenshorizont bornierten Sinnangebots willen das zu tun, was Oskar Reichmann mit Blick auf die lexikographische Arbeit einmal „die Belege quälen“ nannte (vgl. Bär 2014/15: 259).

Das in den benannten sechs Konzepten greifbare Wissen lässt sich im Sinne von Konerding (2009: 80) als *deklaratives* ebenso wie als *prozedurales* Wissen verstehen. Die Unterscheidung entspricht derjenigen zwischen theoretischem und praxisbezogenem Wissen, zwischen ‚Kennen‘ und ‚Können‘ (vgl. ebd.) und geht

8 Auch in wissenschaftlicher Prosa ist bisweilen – und zwar häufiger, als es den Anschein haben mag – eine Gestaltungsabsicht erkennbar. So nennen beispielsweise Luck / Reich (2016: 66) das Märe *Der kluge Knecht* des Strickers „ein Märe, das man, im Hinblick auf die Verschachtelungen mit denen man es hier zu tun bekommt, als Märe darüber, wie man ein Märe verstehen kann, verstehen kann“. Die Korrespondenz zwischen dem Was und dem Wie des Gesagten ist augenfällig.

nicht selten einher mit unterschiedlichen Graden der Explizitheit. Tatsächlich erscheint es sinnvoll, bei der Unterscheidung beider Wissensformen genau an dieser Stelle anzusetzen: Deklaratives Wissen wäre demnach solches, das ausdrücklich (an der ‚Textoberfläche‘, im ‚Reden-über‘) in Erscheinung tritt, prozedurales Wissen hingegen solches, das sich in Handlungen oder Verhaltensweisen manifestiert und aus ihnen erschlossen werden muss; vgl. hierzu auch Felder (2015: 94): „Die durch die Analyse der Textoberfläche gewonnenen handlungsleitenden Konzepte lassen sich [...] mit dem Handeln von Diskursakteuren in Verbindung bringen“. Prozedurale semantische Konzepte – Handlungs- oder Verhaltensmuster – seien hier als *Pragmata* bezeichnet; damit sind nicht nur Handlungen im engeren Sinn, sondern auch Handlungs- oder Verhaltensdispositive gemeint. Ein diskurslinguistisch prominentes Korrelat – wiewohl durchaus nicht das einzige – von *Pragmata* könnten die von Felder (2015: 96) postulierten „agonale[n] Zentren (im Sinne diskursiver Wettkämpfe um Geltungsansprüche)“ sein, die sich in Gestalt „konfligierender Geltungsansprüche von Wahrheitsausagen“ (ebd.) greifen lassen: „Agonale Zentren werden durch grundlegende und umstrittene handlungsleitende Konzepte [...] modelliert“ (ebd.).

Beide Wissensformen, deklarative Konzepte und *Pragmata*, sind für eine historische Semantik ausschließlich in sprachlichen Äußerungen greifbar (im Fall von nicht-sprachlichen Handlungen: insofern in Quellen über sie berichtet wird). Im einen wie im anderen Fall bleibt festzuhalten, dass es zum Wissen historischer Autorinnen und Autoren keinen Zugang gibt. Es wird im hermeneutischen Akt – idealiter: quellenkongruent, „secundum scripturas“ – konstruiert (s. o.) und kann nicht rekonstruiert werden (vgl. Bär 2016b: 288); allenfalls kann von dem hermeneutisch erschlossenen Wissen (das eben ein Wissen der Semantikerin oder des Semantikers ist) auf ein historisches Wissen der Autorin oder des Autors rückgeschlossen werden. In Adaption der graphischen Darstellung bei Bär (2016b: 289) ließe sich der gemeinte Sachverhalt folgendermaßen ins Bild bringen:

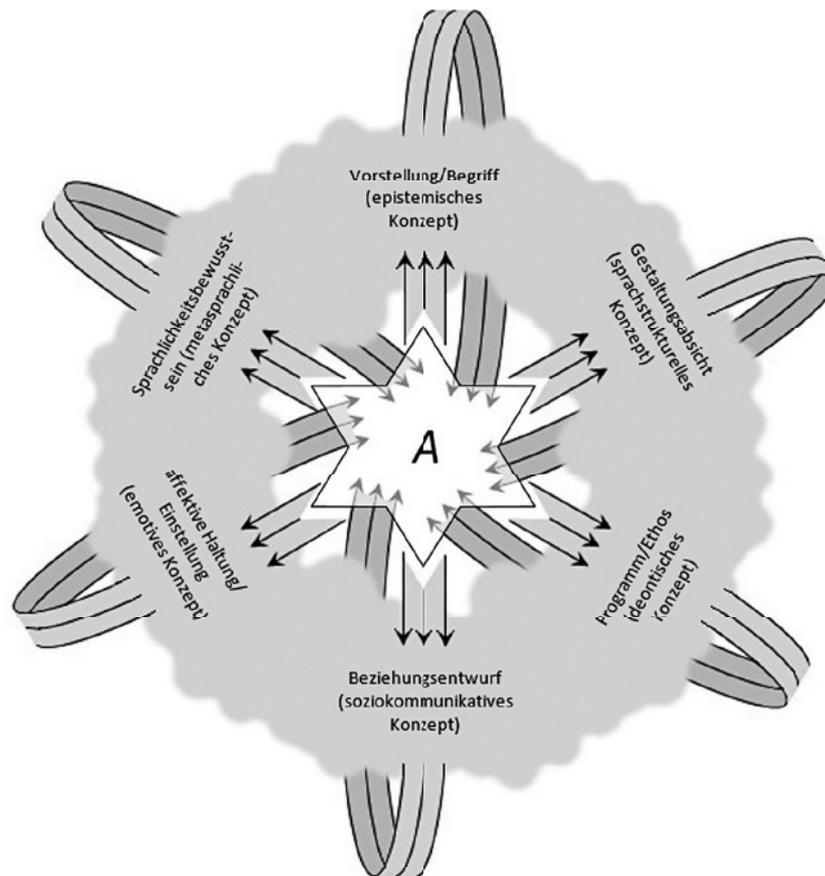


Abb. 1: Funktionalmodell sprachlichen Wissens. Der objektsprachliche Ausdruck *A* (die Äußerung auf lexikalischer, syntaktischer, textueller oder transtextueller Ebene) lässt sich als Manifestation eines semantischen Konzepts deuten, bei dem sechs Aspekte – Denken (epistemisches Konzept), Fühlen (emotives Konzept) und Wollen (deontisches Konzept), Beziehungsentwurf (soziokommunikatives Konzept), Bewusstsein der Sprachlichkeit (metasprachliches Konzept) und Gestaltungsabsicht (sprachstrukturelles Konzept) – unterschieden werden können und von dem ausgehend man auf ein hinter der objektsprachlichen Äußerung stehendes entsprechendes Wissen des Autors/der Autorin schließen kann

Im Fall von Pragmata kann sicherer davon ausgegangen werden, dass sie ein Pendant im Wissen des Autors oder der Autorin haben, wenn sie zugleich als deklarative Konzepte in Erscheinung treten, d. h., wenn in den Quellen von ihnen selbst die Rede ist. Dass eine konkrete Handlung oder Verhaltensweise beispielsweise als Beleidigung, Ironie, Begeisterung oder Angst erscheint, und zwar nicht nur für die interpretierende Person, sondern auch für den Autor oder die Autorin, wird leichter plausibel zu machen sein, wenn man zeigen kann, *was* nach Auffassung des Autors oder der Autorin Beleidigung, Ironie, Begeisterung oder Angst *ausmacht*.

2

Mit dem Vorstehenden, insbesondere mit der Unterscheidung von sprachlichen Äußerungen und Aussagen, ist impliziert, dass es für ein semantisches Wissen immer ein objektsprachliches Pendant geben muss: Es muss (im Sinne von Bär 2015a: 77ff.) *textindiziert* sein, d. h., es muss sich anhand des objektsprachlichen Materials begründen lassen. Zur Ergänzung und Präzision der Unterscheidung von *textindizierter* und *textinduzierter* Interpretation (ebd.) ließe sich folgende Differenzierung vornehmen: Eine Aussage (eine ‚Portion‘ semantischen Wissens) kann *belegindiziert* oder *korpusindiziert* sein. Ist sie belegindiziert, so findet sie ihr Pendant unmittelbar in der zur Interpretation anstehenden Textstelle selbst (die in der Regel nur wenige Zeilen umfasst⁹); ist sie korpusindiziert, so findet sie ihr Pendant in Parallelstellen (weiteren Belegstellen innerhalb des Korpus). Bei korpusindizierten Aussagen kann man des Weiteren differenzieren: *juxtatextuell indizierte* Aussagen (solche, die ihr objektsprachliches Pendant in unmittelbarer Nähe einer Textstelle

9 Eine exakte Anzahl von Zeilen oder auch Sätzen kann dabei nicht präskriptiv benannt werden; sie ist abhängig von philologischen Entscheidungen und kann entweder generell vorab festgelegt werden – z. B. mit der Korpusanalysesoftware COSMAS des Instituts für Deutsche Sprache (<http://www.ids-mannheim.de/cosmas2/projekt>; (zuletzt aufgerufen am: 14.11.2019)), mit der sich mittels einer Voreinstellung der Belegschnitt über eine bestimmte Anzahl von Sätzen links und rechts vom Suchwort bestimmen lässt – oder aber einzelfallspezifisch, wie beispielsweise bei der ‚händischen‘ Exzerption für das klassische Zettelkasten-Wörterbuch. Hierbei wird eine ‚Textstelle‘ in der Regel durch so viel an linkem und rechtem Kontext eines Wortbelegs bestimmt, wie nötig ist, um ein erstes Verständnis (beispielsweise im Sinne einer Disambiguierung) des betreffenden Wortes zu erreichen. Faktisch handelt es sich somit um dasjenige Stück Text, das in einem historischen Wörterbuch als Belegstellenzitat angegeben werden könnte.

finden: innerhalb des kohäsiv und/oder kohärent thematisch gleichen linken oder rechten Kotextes), *intratextuell indizierte* Aussagen (solche, die ihr objektsprachliches Pendant innerhalb desselben Einzeltextes, aber jenseits des unmittelbaren linken oder rechten Kotextes finden), *intertextuell indizierte* Aussagen (solche, die ihr objektsprachliches Pendant in Paratexten¹⁰, Metatexten¹¹, Idiotexten¹² und/oder Geitotexten¹³ finden) sowie *ultratextuell indizierte* Aussagen (solche, die ihr objektsprachliches Pendant in Texten finden, die zum Korpus gehören, aber keine Para-, Meta-, Idio- oder Geitotexte sind). Demgegenüber lassen sich bei induzierten Aussagen solche unterscheiden, die ein objektsprachliches Pendant in weiteren, nicht zum Korpus gehörigen Texten finden (die in ihrer Gesamtheit ein in der Regel nicht systematisch erstelltes Sekundärkorpus¹⁴ bilden: *sekundärkorporiell induzierte* Aussagen), und solche

-
- 10 Gemeint sind „Titel, Untertitel, Zwischentitel; Vorworte Nachworte, Hinweise an den Leser, Einleitungen usw.; Marginalien, Fußnoten, Anmerkungen; Motti; Illustrationen; Waschzettel, Schleifen, Umschlag und viele andere Arten zusätzlicher, auto- und allographer Signale, die den Text mit einer (variablen) Umgebung ausstatten und manchmal mit einem offiziellen oder offiziösen Kommentar versehen, dem sich auch der puristischste und äußeren Informationen gegenüber skeptischste Leser nicht so leicht entziehen kann, wie er möchte und es zu tun behauptet“ (Genette 1982: 11 f.).
- 11 Dabei „handelt es sich um die üblicherweise als ‚Kommentar‘ apostrophierte Beziehung zwischen einem Text und einem anderen, der sich mit ihm auseinandersetzt, ohne ihn unbedingt zu zitieren (anzuführen) oder auch nur zu erwähnen“ (Genette 1982: 13). Angemerkt sei, dass nach dieser Definition auch ein Text, der einen anderen, sei es explizit oder ohne Nachweis, wörtlich oder fast wörtlich zitiert oder ihn zu zitieren vorgibt – so wie Bühler (1934: 24) sich auf Platons *Kratylos* bezieht, tatsächlich aber etwas anderes sagt als bei Platon steht (vgl. Scherner 1984: 75) –, ebenfalls als *Metatext* dieses anderen Textes verstanden werden kann.
- 12 Unter einem *Idiotext* verstehe ich hier einen anderen Text desselben Verfassers / derselben Verfasserin. Schillers Abhandlungen *Über Anmuth und Würde* und *Über naive und sentimentalische Dichtung* verhalten sich zueinander als Idiotexte.
- 13 Unter einem *Geitotext* (griech. *γείτων* ‚benachbart‘) verstehe ich hier einen anderen diskurs- oder subdiskurszugehörigen Text. Johann Albrecht Bengels *Sechzig erbauliche Reden über die Offenbarung Johannis* (1747) und Johann Christian Storrs *Predigten über die Sonn- und Festtägliche Episteln und festtägliche Evangelien* (1786) verhalten sich zueinander als Geitotexte: Sie gehören beide zum Diskurs des schwäbischen Pietismus.
- 14 Gesetzt, es handelt sich bei einem Untersuchungskorpus um ein geschlossenes Korpus zu einem bestimmten Untersuchungszeitraum, so lassen sich einerseits zusätzliche Texte aus demselben Zeitraum finden (sie bilden in ihrer Gesamtheit ein zeitraum-analoges Sekundärkorpus) oder auch aus unterschiedlichen Zeiträumen (sie bilden in ihrer Gesamtheit ein zeitraumdivergentes Sekundärkorpus).

ohne objektsprachliches Pendant, die auf wie auch immer zustande gekommenem – ebenfalls unsystematischem – sprachlichem Vorwissen beruhen (*präjudiziell induzierte* Aussagen). Ein Sekundärkorpus kann entweder real gebildet werden – dann werden die zu ihm gehörenden Quellen *direkt* rezipiert – oder virtuell: Dann werden sie *indirekt*, nämlich über einschlägige wissenschaftliche Literatur, über Nachschlagewerke o. Ä. rezipiert.

Sinn der Differenzierung ist es, deutlich zu machen, dass und in welcher Weise Aussagen unterschiedlich nah am objektsprachlichen Material gebildet werden können. Semantisches Wissen erscheint je nachdem unterschiedlich gesichert. Dabei kommt es allerdings auch auf die Perspektive an. Will man das in einem bestimmten Einzeltext sich manifestierende semantische Wissen untersuchen, so steht dieser in seiner Gesamtheit viel stärker im Fokus, als wenn man ihn nur als Konstituente eines größeren Korpus betrachtet. Die intratextuelle Verflechtung bildet daher zwar nicht notwendig das Ende der Skala – dies wäre nur bei einer rein textimmanenten Interpretation der Fall –, erscheint aber bei Weitem gewichtiger und muss, anders als bei einer diskurs- oder sogar gesamtsprachbezogenen Untersuchung, immer mitberücksichtigt werden.

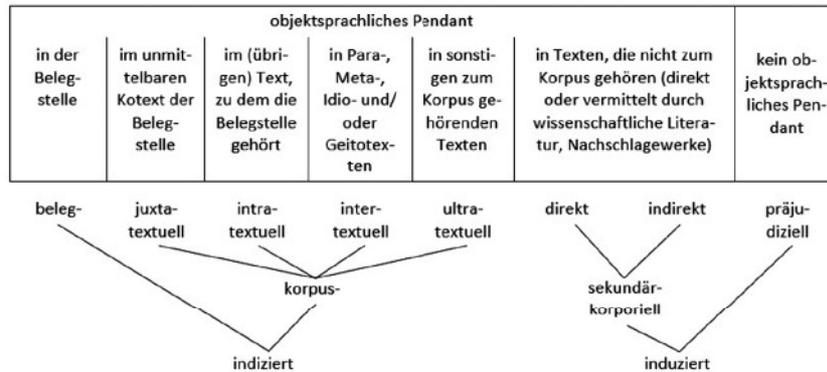


Abb. 2: Hermeneutische Klassifikation von Aussagen

Die Frage, was im Fall von Beleg- oder Korpusindiziertheit genau in Texten gesucht werden kann, um daraus ein semantisches Konzept zu konstituieren, ist in anderen Zusammenhängen ausführlich erläutert und begründet worden (vgl. insbesondere Bär 2014/2015) und kann deshalb im vorliegenden Beitrag nur kurz beantwortet werden. Ausgegangen wird von der Annahme, dass sich semantisches Wissen in besonderer Weise im Wortschatz manifestiert. Es geht

daher um die Beschreibung von Wortschatzstrukturen, d. h. um die Untersuchung der Relationen, in denen Wörter zu einander stehen. Dabei handelt es sich vor allem, aber keineswegs ausschließlich um semantische Relationen, also Verhältnisse, in denen Wörter hinsichtlich ihrer Bedeutungen zu einander stehen. Nicht nur die ‚klassischen‘ semantischen Relationen der strukturalistischen Tradition wie Synonymie, Antonymie und Hyp(er)onymie sind hier gemeint, sondern Sinnrelationen jeder Art. Ich weiß besser, genauer oder überhaupt erst, was *heiß* bedeutet, wenn ich weiß, dass es das Gegenteil von *kalt* bedeutet. *Hand* erklärt sich u. a. durch seine Teil-Relation zu *Arm*, *Milch* u. a. durch sein Produkt-Verhältnis zu *Kuh*, *brennen* u. a. durch seine Vorgangs-Relation zu *Feuer* oder auch seine metaphorische Vorgangsrelation zu *Leidenschaft*¹⁵, *Mensch* u. a. durch seine Eigenschaftsträger-Relation zu *sterblich* usw. Wie die wenigen Beispiele zeigen, handelt es sich nicht nur um Wortfelder im engeren Sinne, also um Mengen sinnverwandter Wörter, sondern überhaupt um semantische Frames, also komplex strukturierte Sinnbezirke; zum möglichen Spektrum semantischer Relationen vgl. Bär (2015a: 714–748).

Ausgehend von einem Wort sind aber nicht nur die semantischen Relationen von Interesse, in denen es aus Sicht der interpretierenden Instanz erscheint, sondern auch wortbildungsverwandte Ausdrücke, insbesondere Derivata und Komposita. Es ist beispielsweise relevant, bei der Untersuchung der Semantik von *König* auch die Semantik von *königlich* zu berücksichtigen; in Syntagmen wie *ein königliches Geschenk* lässt sich ggf. mit größerer Deutlichkeit als beim Ausgangswort *König* der (deontisch-)konzeptuelle Aspekt ›Großzügigkeit‹ erkennen.

3

Bei historischen Texten muss man sich beständig ihrer Historizität bewusst sein, das heißt eben der Tatsache, dass man in Bezug auf solche Texte nicht unmittelbar verstehenskompetent ist. Nicht diejenige Deutung eines objektsprachlichen Phänomens (einer Schreibung, eines Ausdrucks, einer morphologischen und/oder syntaktischen Konstruktion), die mir aus heutiger Sicht sinnvoll oder selbst nur ‚notfalls denkbar‘ erscheint, darf somit den Vorzug haben, sondern

15 „Ein gewaltiger Kampf durchwühlte seine Seele: in raschestem Wechsel zogen abenteuerliche Plane, wilde Vorsätze und Entschlüsse durch sein Gehirn, und aus der glühenden Leidenschaft, die in ihm brannte, loderten in einzelnen Augenblicken zuckend die Flammen der Verzweiflung in ihm empor.“ (Lewald 1864: Bd. 6, 275.)

diejenige, die mit dem historischen Usus in Übereinklang steht.¹⁶ Über diesen Usus weiß man zwar erst dann genau Bescheid, wenn man ihn detailliert untersucht hat – also post interpretationem –, man bringt aber doch immer schon das Eine oder Andere an Vorwissen in die Untersuchung ein, und sei es nur die hermeneutische Grundeinstellung: nichts für selbstverständlich zu halten.

Jedes Wissen setzt ein Wissen voraus. Es kann einer Wissenskritik nicht darum gehen, einen hermeneutischen Nullpunkt zu finden, von dem her sie die Entstehung und Entfaltung von Wissen beschreibt, sondern allenfalls darum, Wissen und Vorwissen zu sondern – in dem Bewusstsein, dass jedes Vorwissen seinerseits in einem Vor-Vorwissen gründet. Unter *vor* verstehe ich hier zugleich ›prae‹ und ›proto‹. Das ‚Vorwissen‘ geht also dem ‚Wissen‘ sowohl zeitlich vorher als auch stellt es im qualitativen Sinn eine Vorstufe dar: Es beruht nicht oder zumindest in geringerem Maße als das ‚Wissen‘ auf methodisch reflektierter und empirisch abgesicherter Erkenntnis; im Einzelnen kann durchaus unklar und unnachvollziehbar sein, woher es rührt.

Damit soll freilich nicht angedeutet sein, dass Vorwissen per se auf einer niedrigen Stufe angesiedelt sein muss. Zwar gilt aus semantischer Sicht: Man weiß über einen Sprachgebrauch erst dann Bescheid, wenn man ihn auf der Basis einer hinreichend aussagekräftigen Datenmenge untersucht hat; aber selbstverständlich geht man nicht notwendig mit vollkommen inadäquaten Erwartungen bezüglich der Ergebnisse in eine solche Untersuchung. Die Aufgabe der Wissenskritik besteht erstens darin, darauf hinzuweisen, dass man dies nicht nur *nicht notwendig*, sondern sogar *notwendig nicht* tut, dass es also eines belastbaren Vorwissens bedarf, und zweitens darin, verschiedene Arten solchen Vorwissens zu unterscheiden.

Unsere Betrachtung setzte daher nicht zu Beginn eines hermeneutischen Zirkels an. Bereits der eingangs gegebene Hinweis auf die Tatsache, dass die zu untersuchenden Daten ein *Korpus* bilden, impliziert, dass sie selbstverständlich nicht einfach ‚gegeben‘ sind, sondern durch eine jeweils zu begründende Auswahl zustande kommen. Das Korpus bildet sich nicht selbst, sondern wird von

16 So ist beispielsweise in folgender Textstelle die für das mittlere Neuhochdeutsche usu-
elle Bedeutung ›aussehen, den Anschein haben‹ des Verbs *lassen* zu finden: „Wie er
aber eine kleine Strecke auf dem Felde gegangen war, und sich umsah, brachen ihm
die hellen Thränen hervor. Soll ich noch umkehren? dachte er. Aber er lief weiter, als
wenn ihm die Fersen brennten, und weinte immerfort. und es ließ, als wollte er seinen
Thränen entlaufen.“ (Tieck/Wackenroder 1797 [1796]: 254 f.). Über diese Verwendung
des Verbs, die in der Gegenwartssprache nicht mehr bekannt ist, muss man informiert
sein, um die Stelle angemessen interpretieren zu können (vgl. Bär 2016b: 113 f.).

der untersuchenden Person oder Personengruppe gebildet; es handelt sich bei den zu untersuchenden Daten mithin nicht erst *post interpretationem*, sondern bereits initial um wissenschaftliche Fakten im wörtlichen Sinn. Das Korpus ist ein „Artefakt, das vom Forscher arbiträr nach bestimmten Fragestellungen, Vorlieben, forschungspraktischen Strategien und Zufälligkeiten zusammengestellt wird“ (Busch 2007: 150 f.); hinzuzusetzen wäre: nach historischen Kenntnissen unterschiedlicher Art. Es mag zunächst wie eine Trivialität erscheinen, dass niemand eine diskurssemantische Untersuchung beispielsweise zum schwäbischen Pietismus durchführen kann, der sich nicht vorab über die historischen Rahmenbedingungen, über Diskursakteure, ihre persönlichen Verflechtungen, ihr Œuvre, transtextuelle Beziehungen usw. intensiv informiert hat, weil er sonst nicht nur nicht imstande ist, aus seinen Quellenbefunden die richtigen Schlüsse zu ziehen, sondern noch nicht einmal quantitativ arbeiten, vielmehr überhaupt nicht arbeiten kann: Ihm fehlen die Voraussetzungen, zu entscheiden, welche Texte von welchen Autoren er in sein Korpus aufnehmen soll. Es hört auf trivial zu sein, wenn man versucht, einzelne Arten oder Typen von Vorwissen zu differenzieren und somit deutlich wird, über welche Arten oder Typen von Vorwissen man idealerweise verfügt, wenn man sich anschickt, in die hermeneutische Spirale (vgl. Bär 2016a: 286) einzutreten bzw. in derselben auf eine höhere Ebene zu gelangen.

Hinsichtlich der Historizität der zu untersuchenden Quellen lassen sich verschiedene Aspekte relevanten Vorwissens unterscheiden. In diesem Zusammenhang scheint die Modellierung möglicher Gegenstandsbereiche der Sprachgeschichtsschreibung hilfreich, die Mattheier (1995: 14–17) vorschlägt; sie kann hier adaptierend, d. h. mit einer Reihe terminologischer wie inhaltlicher Modifikationen herangezogen werden. Als ein Kernbereich sprachbezogenen (Vor-)Wissens bezüglich eines bestimmten Zeitraums ließe sich demnach zunächst der Bereich sprachlicher Strukturen auf den unterschiedlichen Ebenen des Sprachsystems ansetzen: auf der Ebene der semantisch distinktiven Zeichen (der Phoneme/Grapheme) und den Ebenen der Zeichen im engeren Sinn (vgl. Bär 2015a: 63 f. und 70), d. h. der semantisch interpretierbaren Zeichen (von der Morphemebene bis hin zur textuellen und transtextuellen Ebene¹⁷).

17 Die textuelle und die transtextuelle Ebene verstehe ich hier als Einheit, da mir bislang keine sprachlichen Zeichen bekannt bzw. plausibel gemacht worden sind, die ausschließlich auf transtextueller Ebene angesiedelt wären, die transtextuelle Ebene mithin nicht als eigenständige Ebene gelten kann (vgl. Bär 2016a: 292).

Ein zweiter Kernbereich wäre derjenige des Sprachverwendungswissens. Dabei geht es um (Vor-)Kenntnisse bezüglich der Normen oder Normtendenzen des Zeichengebrauchs (auf allen hierarchischen Ebenen), bezüglich textueller Muster, pragmatischer Muster (also beispielsweise Höflichkeitsmuster oder funktional-stilistische Muster) sowie semantischer Muster im weitesten Sinne: Morphem-, Wort- und Wortgruppenbedeutungen, semantische Konzepte, Topoi/Argumentationsmuster (vgl. z. B. Wengeler 2003) usw.¹⁸ Mit Blick auf neuere Forschungsparadigmen wäre zudem hervorzuheben, dass sprachliche Zeichen nicht notwendig ausschließlich im Zusammenhang anderer sprachlicher Zeichen Verwendung finden müssen, sondern dass sie auch in Beziehung zu Einheiten anderer semiotischer Qualität stehen können. Mit anderen Worten: Zu berücksichtigen wären Aspekte der Multimodalität (vgl. hierzu beispielsweise die Beiträge in Klug/Stöckl 2016).

Ein dritter relevanter Bereich ist derjenige der kommunikativen Geltung sprachlicher Varietäten oder auch unterschiedlicher Einzelsprachen in einem bestimmten Zeitraum. Hier geht es um (Vor-)Kenntnisse bezüglich des Verhältnisses sprachlicher Varietäten (Dialekte, Soziolekte, Fachsprachen usw.) zueinander, bezüglich gruppen-, medien-, situations- oder textsortenspezifischer Muster des Gebrauchs einer bestimmten Varietät oder Sprache, bezüglich des Grades der Beherrschung unterschiedlicher Sprachen oder Varietäten seitens der historischen Sprecher/-innen (Mehrsprachigkeit). Nicht in jeder historischen Periode und auch nicht innerhalb einer und derselben Periode in jedem Diskurs sind die Geltungsmuster von Sprachen und Varietäten die gleichen. In allen historischen Sprachstufen des Deutschen vor dem Neuhochdeutschen gab es keine – für das Mittelhochdeutsche und das jüngere Frühneuhochdeutsche höchstens ansatzweise eine – Leitvarietät; somit war der Dialekt Kommunikationsmedium in ganz anderen Lebensbereichen als seit dem Neuhochdeutschen. Der Dialekt war zudem nicht nur gesprochene, sondern auch geschriebene Sprache. In der Wissenschaft schrieb und sprach man bis ins 18. Jahrhundert überwiegend Latein; der Adel sprach und schrieb im 18. Jahrhundert vielfach Französisch; heute wird das Deutsche als Wissenschaftssprache immer mehr vom Englischen abgelöst.

18 Man könnte die Frage stellen, wieso semantische Größen in einem Zusammenhang als Gegenstand eines Vorwissens erscheinen, in dem sie gerade Gegenstand eines *Wissens* werden sollen. Wie zuvor bemerkt, geht man aber eben nie von einem hermeneutischen Nullpunkt aus. – Allerdings ist daraus, dass semantische Größen aus der Sicht der nach semantischem Wissen strebenden Person bereits zum Vorwissen gehören müssen, kein naives ‚Je mehr, desto besser‘ abzuleiten. Es geht nicht lediglich darum, auf ein Vorwissen – eine Reihe von Vor-Urteilen im Sinne Gadamers – aufzubauen, sondern auch und insbesondere darum, kritisch zu prüfen, ob und inwiefern es als Baugrund verlässlich ist.

Ein vierter Bereich erscheint im selben Zusammenhang ebenfalls relevant: derjenige des sprachkontaktbezogenen (Vor-)wissens bzw. des (Vor-)Wissens bezüglich konkreter Einflüsse von Verwendungen oder auch nur von passiven Kenntnissen unterschiedlicher Sprachsysteme auf andere Sprachsysteme in einem bestimmten historischen Zeitraum.

Die vier Bereiche berühren sich in vielfacher Weise und gehen zum Teil fließend ineinander über. Dies ist besonders hervorzuheben, wenn man bedenkt, dass linguistische Teilgebiete wie Grammatik (subsumierbar unter Sprachstrukturenwissen), Semantik und Pragmatik (beide subsumierbar unter Sprachverwendungswissen) traditionell als klar getrennt angesehen werden. Demgegenüber vertrete ich die Auffassung, dass Grammatik und Semantik (vgl. Bär 2015a: vor allem 15–17 und 41 f.) sowie auch Semantik und Pragmatik¹⁹ nicht scharf zu trennen sind, dass also ein Kontinuum Grammatik-Pragmatik-Semantik anzunehmen ist, innerhalb dessen es zwar prototypische Ausprägungen jedes der drei Gebiete, aber eben auch fließende Grenzen zwischen ihnen gibt. Sprachstrukturen- und Sprachverwendungswissen erscheint demnach als eng miteinander verbunden und ineinander übergehend.

Da es nicht selten sinnvoll ist, sprachliche Zeugnisse vor dem Hintergrund allgemeiner historischer Rahmenbedingungen, aber auch in Abhängigkeit von der Person ihrer Autorin oder ihres Autors zu betrachten, versteht es sich von selbst, dass auch Wissen bezüglich des im weitesten Sinne kulturhistorischen (politischen, wirtschaftlichen, sozialen, rechtlichen, religiösen, medialen usw.) Kontextes und Wissen bezüglich der Biographie des Autors oder der Autorin und der sozialen, ideologischen, intellektuellen Netzwerke, in die er oder sie eingebunden ist, zum relevanten Vorwissen für die Interpretation einer Quelle zählt. Ebenso gehört dazu die Kenntnis der Quellen als Texte im Ganzen: ihre Textsortenzugehörigkeit (ggf. auch Zugehörigkeit zu unterschiedlichen Textsorten), die sie auszeichnenden Themengeflechte, Argumentationsmuster, bei fiktionalen Texten: Plots, figuralen Konstellationen usw.

Will man die angedeuteten Wissensbereiche synoptisch zusammenfassen, so ergibt sich folgendes Bild:

19 Diese Perspektive entspricht gängigen Positionen der jüngeren Forschung: vor allem solchen der linguistischen Hermeneutik (vgl. überblicksartig Bär 2016a), aber auch bestimmten Ausprägungen der Konstruktionsgrammatik: „Als Konstruktion dürfen [...] Form-Bedeutungspaare gelten, insofern Form und Bedeutung in einem weiten Sinn verstanden werden, dergestalt, dass erstere nicht nur phonologische, sondern auch syntaktische Phänomene umfasst, und letztere nicht nur semantische Aspekte, sondern auch pragmatische Gebrauchsbedingungen einschließt“ (Ziem/Lasch 2013: 10).



Abb. 3: Bereiche semantikbezogenen Vorwissens

Es muss kaum erwähnt werden, dass hier nicht der Ort ist, detailliert zu erwägen, wo und wie man Vorwissen der genannten Arten im Einzelnen erwerben kann. Allerdings genügt auch nicht der wohlfeile Hinweis auf vorhandene Forschungsliteratur (einschließlich verlässlicher Wörterbücher und Lexika). Denn es mag sich herausstellen, dass es die Forschungsliteratur, die belastbares Vorwissen für ein bestimmtes Untersuchungsanliegen bereithalten könnte, noch gar nicht gibt. Damit beispielsweise der Ansatz der semantischen Relationen, die man zur wissensbezogenen Beschreibung eines bestimmten Diskurses benötigt, nicht rein induktiv (von einer Reihe einzelner Wortbelege aus, auf die man unhinterfragt und unhinterfragbar sein eigenes grammatisch-semantisches Regelwissen anwendet) und damit letztlich beliebig erfolgt, bedarf man vorab einer systematischen Untersuchung der grammatisch-semantischen Grundmuster derjenigen Sprache oder Varietät, der sich der in Rede stehende Diskurs zuordnen lässt. Für ein Forschungsanliegen wie das Nachschlagewerk *Zentralbegriffe der klassisch-romantischen „Kunstperiode“ (1760–1840). Wörterbuch zur Literatur- und Kunstreflexion der Goethezeit* (Bär 2010ff.) erschien es nötig, auf empirischer Grundlage, nämlich einem Korpus mittlerer Größe von etwa 150

Millionen Wortformen²⁰, ein Modell der grammatisch-semantischen Grundmuster des mittleren und jüngeren Neuhochdeutschen, d. h. der Zeit von ca. 1750 bis ca. 1950, zu entwickeln (Bär 2015a). Anhand dieses Modells kann – so steht zu hoffen – plausibel gemacht werden, dass das Raster der angesetzten semantischen Relationen im Sprachgebrauch des Untersuchungszeitraums eine Entsprechung findet und daher ein geeignetes Instrumentarium für eine quellennahe semantische Interpretation darstellt. Damit ist selbstverständlich nicht gesagt, dass man es als ein universales Raster ansehen könne: Für die Beschreibung anderer historischer Sprachstufen, beispielsweise des Mittelhochdeutschen oder des Frühneuhochdeutschen, und umso mehr für die Beschreibung anderer Sprachen bedarf es eigener Untersuchungen, um charakteristische grammatisch-semantische Grundmuster ans Licht zu bringen; beispielshalber sei lediglich auf die vom Neuhochdeutschen teils deutlich abweichende Grammatik und Semantik der Partikel *und* in den älteren Sprachstufen des Deutschen verwiesen.

Freilich hängt es stark vom jeweiligen Anliegen und von den zeitlichen, finanziellen, personellen usw. Rahmenbedingungen einer Untersuchung ab, ob man Vorarbeiten der angedeuteten Art für nötig oder für möglich hält. Es ist daher keineswegs die Absicht, sie für unverzichtbar zu erklären. Gleichwohl sei es erlaubt, der Überzeugung Ausdruck zu verleihen, dass ökonomisches Arbeiten in der Wissenschaft ein notwendiges Übel, keinesfalls aber einen Selbstzweck darstellt. Der Idealfall wäre es, sich zwischen dem Maximalprinzip des nicht Machbaren und dem Minimalprinzip der effizienten Produktion irgendwo in der Mitte zu bewegen.

4

In Anlehnung an gewisse Neigungen der jüngeren Forschung zur synoptischen Systematisierung, beispielsweise erkennbar in Jürgen Spitzmüllers und Ingo H. Warnkes DIMEAN-Modell (*Diskurslinguistische Mehrebenenanalyse*; vgl. Warnke/Spitzmüller 2008; Spitzmüller/Warnke 2011: 121–201; Warnke 2013), das seinerseits Ansätze von Andreas Gardt (2002; 2007a; 2012; 2013)²¹ aufgreift (vgl. Warnke/Spitzmüller 2008: 23; Spitzmüller/Warnke 2011: 136; Warnke 2013: 92), fasse ich die vorstehenden Überlegungen zusammen in einem Modell *historisch-semantischer Wissenskonstitution* (HISWIKON).

20 Dies entspricht ca. 100.000 Einzeltexten von über 500 Autorinnen und Autoren; vgl. Bär (2015a: 752).

21 Gardt (2012: 64) nennt sein Modell „Textsemantisches Analyseraster (*TexSem*)“.

Vorwissen	sprach- strukturen- verwendungs- geltungs- kontakt- bezogen					quellen-	autoren-	allgemein kontext-	
Wissen	epistemische, emotive, deontische, soziokommunikative, metasprachliche und/oder sprachstrukturelle Konzepte (deklarativ wie prozedural)								
objekt-sprachlicher Bezug	beleg-	juxta-	intra-	inter-	ultra-	direkt	indirekt	präjudiziell	
	textuell korpus-indiziert					sekundärkorporiell		induziert	

Abb. 4: HISWIKON-Modell (Modell historisch-semantischer Wissenskonstitution)

Der Ausdruck *Wissenskonstitution* nimmt darauf Bezug, dass das Wissen, um das es in der historischen Semantik geht (gehen kann), nicht auf der Objektebene angesiedelt ist, sondern auf der Metaebene der Interpretation; es handelt sich um ein Wissen bzw. Vorwissen der interpretierenden Person (des historischen Semantikers/der historischen Semantikerin), nicht um eines der Autorin/des Autors. Die Objektebene findet allerdings gleichwohl – als „objekt-sprachlicher Bezug“ – Berücksichtigung.

Überzeugt von der Wahrheit des Diktums, dass es „gleich tödlich für den Geist“ sei, „ein System zu haben, und keins zu haben“, sodass er sich „wohl entschließen“ müsse, „beydes zu verbinden“ (Schlegel 1798: 15), ist mit dem HISWIKON-Modell kein präskriptiver Anspruch verbunden. Weder soll impliziert sein, dass bei der Konstitution historisch-semantischen Wissens genau nur die genannten Aspekte (und keine weiteren) zu beachten seien, noch auch nur, dass sich nicht auch überhaupt völlig andere Aspekte denken ließen. Das Modell ist einer von etlichen möglichen Entwürfen. Könnte es als Perspektivpunkt und vielleicht auch Reibungsfläche für künftige theoretische Reflexion im Bereich der historischen Semantik dienen, so wäre sein Zweck vollauf erfüllt.

Literatur

- Bär, Jochen A. (2002): Darf man als Sprachwissenschaftler die Sprache pflegen wollen? Anmerkungen zu Theorie und Praxis der Arbeit mit der Sprache, an der Sprache, für die Sprache. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 30. 222–251.
- Bär, Jochen A. (2010ff.): Zentralbegriffe der klassisch-romantischen „Kunstperiode“ (1760–1840). Wörterbuch zur Literatur- und Kunstreflexion der Goethezeit. www.zbk-online.de (zuletzt angesehen am: 14.11.2019)

- Bär, Jochen A. (2014/2015): Methoden historischer Semantik am Beispiel Max Webers. In: *Glottology. International Journal of theoretical Linguistics* 5 (2014), 243–298; 6 (2015), 1–92.
- Bär, Jochen A. (2015a): *Hermeneutische Linguistik. Theorie und Praxis grammatisch-semantischer Interpretation. Grundzüge einer Systematik des Verstehens*. Berlin [u.a.]: De Gruyter.
- Bär, Jochen A. (2015b): ‚Eigentlichkeit‘ als *Movens* und Gegenstand von Sprachkritik. In: Claudia Brinker-von der Heyde/Kalwa, Nina/Klug, Nina-Maria/Reszke, Paul (Hgg.): *Eigentlichkeit. Zum Verhältnis von Sprache, Sprechern und Welt*. Berlin [u.a.]: De Gruyter, 241–258.
- Bär, Jochen A. (2015c): *Literarische Wortverbundanalyse. Ein literaturlinguistischer Interpretationsansatz am Beispiel des Gewitter-Motivs in Thomas Manns „Tod in Venedig“*. In: Jochen A. Bär/Mende, Jana-Katharina/Steen, Pamela (Hgg.): *Literaturlinguistik – philologische Brückenschläge (= Studien zur Sprache und Literatur – Studies in Language and Literature 6)*. Frankfurt a. M.: Peter Lang, 99–127.
- Bär, Jochen A. (2016a): Text- und Diskurshermeneutik. In: *Muttersprache. Vierteljahresschrift für deutsche Sprache* 126, 281–301. (http://www.baer-linguistik.de/beitraege/text_diskurshermeneutik_mu_4_2016.pdf – zuletzt angesehen am: 14.11.2019)
- Bär, Jochen A. (2016b): *Langue-Philologie – historische Semantik – hermeneutische Linguistik – wie auch immer. Für eine qualitative Diskurslexikographie*. In: Anja Lobenstein-Reichmann/Müller, Peter O. (Hgg.): *Historische Lexikographie zwischen Tradition und Innovation (Studia Linguistica Germanica 129)*. Berlin [u.a.]: De Gruyter, 101–129.
- Bär, Jochen A. (2019): *Sprachreflexion – Ansätze einer Metasprachgeschichte (Sprachbewusstseinsgeschichte)*. In: Jochen A. Bär/Lobenstein-Reichmann, Anja/Riecke, Jörg (Hgg.): *Handbuch Sprache in der Geschichte (= Handbücher Sprachwissen 8)*. Berlin [u.a.]: De Gruyter, 407–438.
- Brentano, Clemens (1801): *Godwi oder Das steinerne Bild der Mutter. Ein verwilderter Roman von Maria*. Zit. n. Clemens Brentano. *Sämtliche Werke und Briefe. Historisch-kritische Ausgabe* veranstaltet vom Freien Deutschen Hochstift, hg. von Jürgen Behrens/Frühwald, Wolfgang/Iüders, Detlev. Bd. 16: *Prosa I. Text, Lesarten und Erläuterungen*. Hrsg. v. Werner Bellmann. Stuttgart [u.a.]: Kohlhammer 1978.
- Bühler, Karl (1934): *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache. Mit einem Geleitwort von Friedrich Kainz*. Stuttgart/New York: UTB (1982).
- Busch, Albert (2007): *Der Diskurs: ein linguistischer Proteus und seine Erfassung – Methodologie und empirische Gütekriterien für die sprachwissenschaftliche Erfassung von Diskursen und ihrer lexikalischen Inventare*.

- In: Ingo H. Warnke (Hg.): Diskurslinguistik nach Foucault. Theorie und Gegenstände (= Linguistik – Impulse & Tendenzen 25). Berlin [u.a.]: De Gruyter, 141–163.
- De la Motte Fouqué, Caroline (1807): *Rodrich*. Ein Roman in zwei Theilen. Bd. 2. Berlin: Wittich.
- Felder, Ekkehard (2008): Forschungsnetzwerk „Sprache und Wissen“: Zielsetzung und Inhalte. In: *Zeitschrift für Germanistische Linguistik* 36, 270–276.
- Felder, Ekkehard (2013): Faktizitätsherstellung in Diskursen. Die Macht des Deklarativen (= *Sprache und Wissen* 13). Berlin [u.a.]: De Gruyter.
- Felder, Ekkehard (2015): Lexik und Grammatik der Agonalität in der linguistischen Diskursanalyse. In: Heidrun Kämper/Warnke, Ingo H. (Hgg.) *Diskurs – interdisziplinär. Zugänge, Gegenstände, Perspektiven* (= *Diskursmuster – Discourse Patterns* 6). Berlin [u.a.]: De Gruyter, 87–121.
- Felder, Ekkehard/Müller, Marcus (2009): Wissen durch Sprache. Theorie, Praxis und Erkenntnisinteresse des Forschungsnetzwerkes „Sprache und Wissen“ (= *Sprache und Wissen* 3). Berlin [u.a.]: De Gruyter.
- Fontane, Theodor (1863): *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*. Das Oderland.– Zit. n. Theodor Fontane: *Sämtliche Werke*. Unter Mitw. v. Kurt Schreinert hrsg. v. Edgar Groß. Bd. 10. München 1960: Nymphenburger Verlagshandlung.
- Frölich, Henriette (1819 [1820]): *Virginia oder Die Kolonie von Kentucky*. Mehr Wahrheit als Dichtung. Hrsg. v. Gerhard Steiner. Berlin: Aufbau (1963).
- Gardt, Andreas (2002): Wort, Text und Bedeutung. Aspekte der semantischen Erschließung von Texten. In: Vilmos Ágel/Gardt, Andreas/Haß-Zumkehr, Ulrike/Roelcke, Thorsten (Hgg.): *Das Wort*. Seine strukturelle und kulturelle Dimension. Festschrift für Oskar Reichmann zum 65. Geburtstag. Tübingen: Niemeyer, 111–132.
- Gardt, Andreas (2007a): Linguistisches Interpretieren. Konstruktivistische Theorie und realistische Praxis. In: Fritz Hermanns/Holly, Werner (Hgg.): *Linguistische Hermeneutik. Theorie und Praxis des Verstehens und Interpretierens* (= *Germanistische Linguistik* 272). Tübingen: Niemeyer, 263–280.
- Gardt, Andreas (2007b): Diskursanalyse. Aktueller theoretischer Ort und methodische Möglichkeiten. In: Warnke, Ingo O. (Hg.): *Diskurslinguistik nach Foucault. Theorie und Gegenstände* (= *Linguistik – Impulse & Tendenzen* 25). Berlin [u.a.]: De Gruyter, 28–52.
- Gardt, Andreas (2012): Textsemantik. Methoden der Bedeutungsererschließung. In: Jochen A. Bär/Müller, Marcus (Hgg.): *Geschichte der Sprache – Sprache der Geschichte*. Probleme und Perspektiven der historischen Sprachwissenschaft

- des Deutschen. Oskar Reichmann zum 75. Geburtstag (= *Lingua Historica Germanica* 3). Berlin: Akademie, 61–82.
- Gardt, Andreas (2013): Textanalyse als Basis der Diskursanalyse. Theorie und Methoden. In: Ekkehard Felder (Hg.): *Faktizitätsherstellung in Diskursen. Die Macht des Deklarativen* (= *Sprache und Wissen* 13). Berlin [u.a.]: De Gruyter, 29–55.
- Genette, Gérard (1982): *Palimpseste. Die Literatur auf zweiter Stufe*. Aus dem Französischen von Wolfram Bayer & Dieter Hornig. Frankfurt a. M. (1993).
- Hermanns, Fritz (1995): Kognition, Emotion, Intention. Dimensionen lexikalischer Semantik. In: Gisela Harras (Hg.): *Die Ordnung der Wörter. Kognitive und lexikalische Strukturen* (= *Institut für deutsche Sprache, Jahrbuch* 1993). Berlin [u.a.]: De Gruyter, 138–178.
- Jakobson, Roman (1960.): *Linguistik und Poetik*. In: Elmar Hohenstein/Schelbert, Tarcisius (Hgg.): *Roman Jakobson. Poetik. Ausgewählte Aufsätze 1921–1971*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp (2016), 83–121.
- Kant, Immanuel (1790): *Critik der Urtheilskraft*. Berlin/Libau: Lagarde und Friedrich.
- Klug, Nina-Maria/Stöckl, Hartmut (2016): *Handbuch Sprache im multimodalen Kontext* (= *Handbücher Sprachwissen* 7). Berlin [u.a.]: De Gruyter.
- Konerding, Klaus-Peter (2009): *Sprache – Gegenstandskonstitution – Wissensbereiche. Überlegungen zu (Fach-)Kulturen, kollektive Praxen, sozialen Transzendentalen, Deklarativität und Bedingungen von Wissenstransfer*. In: Felder, Ekkehard/Müller, Marcus (Hgg.): *Wissen durch Sprache. Theorie, Praxis und Erkenntnisinteresse des Forschungsnetzwerkes „Sprache und Wissen“* (= *Sprache und Wissen* 3). Berlin/[u.a.]: De Gruyter, 79–111.
- Lewald, Fanny (1864): *Von Geschlecht zu Geschlecht*. Zitiert nach: Fanny Lewald. *Gesammelte Werke*. Neue revidierte Ausgabe. Berlin 1871–72. Bd. 4–7.
- Lobenstein-Reichmann, Anja (2013): *Sprachliche Ausgrenzung im späten Mittelalter und in der Frühen Neuzeit* (= *Studia Linguistica Germanica* 117). Berlin [u.a.]: De Gruyter.
- Lobenstein-Reichmann, Anja (2019): *Sprachgeschichte als Geschichte menschlicher Beziehungen*. In: Jochen A. Bär/Anja Lobenstein-Reichmann/Jörg Riecke (Hgg.): *Handbuch Sprache in der Geschichte* (= *Handbücher Sprachwissen* 8). Berlin/Boston: de Gruyter, 343–369.
- Luck, Peggy/Reich, Björn (2016): *Sinn als Geflecht. Untersuchungen zur Hermeneutik mittelalterlicher Kleinepik*. In: Nicolas Potysch/Bauer, Matthias (Hgg.): *Deutungsspielräume. Mehrdeutigkeit als kulturelles Phänomen* (= *Littera. Studien zur Sprache und Literatur – Studies in Language and Literature* 7). Frankfurt a. M.: Lang, 65–89.

- Mattheier, Klaus J. (1995): Sprachgeschichte des Deutschen: Desiderate und Perspektiven. In: Andreas Gardt/Mattheier, Klaus J./Reichmann, Oskar (Hgg.): Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen. Gegenstände, Methoden, Theorien (= Germanistische Linguistik 156). Tübingen: Niemeyer, 1–18.
- Mead, George Herbert (1995): Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Scherner, Maximilian (1984): Sprache als Text. Ansätze zu einer sprachwissenschaftlich begründeten Theorie des Textverstehens. Forschungsgeschichte – Problemstellung – Beschreibung (= Germanistische Linguistik 48). Tübingen: Niemeyer.
- Schlegel, Friedrich (1798): Fragmente. In: Athenaeum. Eine Zeitschrift von August Wilhelm Schlegel und Friedrich Schlegel. Ersten Bandes Zweytes Stück. Berlin: Vieweg, 3–146.
- Spitzmüller, Jürgen/Warnke, Ingo H. (2011): Diskurslinguistik. Eine Einführung in Theorien und Methoden der transtextuellen Sprachanalyse. Berlin [u.a.]: De Gruyter.
- Warnke, Ingo H. (2013): Diskurslinguistik und die ‚wirklich gesagten Dinge‘ – Konzepte, Bezüge und Empirie der transtextuellen Sprachanalyse. In: Felder, Ekkehard (2013): Faktizitätsherstellung in Diskursen. Die Macht des Deklarativen (= Sprache und Wissen 13). Berlin [u.a.]: De Gruyter, 75–98.
- Warnke, Ingo H./Spitzmüller, Jürgen (2008): Methoden und Methodologie der Diskurslinguistik – Grundlagen und Verfahren einer Sprachwissenschaft jenseits textueller Grenzen. In: Ingo H. Warnke/Spitzmüller, Jürgen (Hgg.): Methoden der Diskurslinguistik. Sprachwissenschaftliche Zugänge zur transtextuellen Ebene (= Linguistik – Impulse & Tendenzen 31). Berlin [u.a.]: De Gruyter, 3–54.
- Tieck, Ludwig/Wackenroder, Wilhelm H. (1797 [1796]): Herzenergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders. Berlin. Digitale Edition von Jochen A. Bär. Vechta 2014 (Quellen zur Literatur- und Kunstreflexion des 18. und 19. Jahrhunderts, Reihe B, Nr. 4), www.zbk-online.de/texte/B0004.htm.
- Wengeler, Martin (2003): Topos und Diskurs. Begründung einer argumentationsanalytischen Methode und ihre Anwendung auf den Migrationsdiskurs (1960–1985) (= Germanistische Linguistik). Tübingen: Niemeyer.
- Ziem, Alexander/Lasch, Alexander (2013): Konstruktionsgrammatik. Konzepte und Grundlagen gebrauchsbasierter Ansätze (= Germanistische Arbeitshefte 44). Berlin [u.a.]: De Gruyter.